

längere Zeit einen jungen polnischen Stipendiaten zu Gast; er erzählte einmal von der kritischen Bemerkung seiner Schwiegermutter, die ihm vorwarf, er fahre stets polnisch und katholisch aus Polen fort und komme jedes Mal deutsch und protestantisch wieder zurück.

Wie wären diese sicherlich subjektiven, sehr unterschiedlichen, gewiss auch unzulänglichen Impressionen zu einem Gesamteindruck zu verdichten? Immer wieder auf die tiefsitzende Grundstruktur zu stoßen, die „katholisch“ und „polnisch“ unlösbar miteinander verbindet, ist zwar nicht sonderlich originell, aber nach wie vor aktuell. Mir scheint es unmöglich, diese Form des polnischkatholisch Lebens zum Beispiel auf die deutschen Verhältnisse zu übertragen. Der deutsche Papst Benedikt XVI. würde niemals mit seinen deutschen Landsleuten so intim und verbindlich sprechen können wie Johannes Paul II. mit seinen polnischen Landsleuten. Das verhindert schon allein die konfessionelle Spaltung und zunehmende religiöse Differenzierung in Deutschland, die neben den großen christlichen Konfessionen, die sich miteinander abmühen, eine wachsenden muslimische Gemeinde und eine sehr große Anzahl Menschen ohne religiöse Orientierung und Bindung aufweist.

Wie ich den polnischen Katholizismus kennen gelernt habe, dient er dieser Nation als Lebensform, als Orientierung für die „Eckpunkte“ einer gemeinsamen Ordnung und als stabilisierendes Element in ihrer speziellen, weitreichenden historischen Erinnerung und Erfahrung. Daher ist er auch nicht übertragbar. Und deswegen äußere ich auch keine Erwartungen und Wünsche an ihn, nur die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft in einem Europa der Toleranz. Darin gibt es in Polen ein großes historisches Erbe.

Józefa Hennelowa

Das Werk der Versöhnung bewahren

Józefa Hennelowa ist ständige Autorin der in Krakau erscheinenden katholischen Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“.

Eine Antwort ist weder leicht noch einfach. Sie führt vor allem zu der Frage: welches Recht habe ich, Mitbrüder im Glauben zu bewerten, und auf welcher Grundlage könnte mein Urteil über sie überhaupt als gerechtfertigt gelten? Sogleich mache ich mir ja bewusst, wie gering mein Wissen in dieser Dimension ist und – mehr noch – wie weit jedes Wissen über den Nächsten, selbst das umfassendste, von dieser Wahrheit über den Einzelnen, über die Menschen entfernt ist, die allein vor Gott zählt: von der Wahrheit ihrer Gewissen.

Ich lasse es also bei einzelnen Erfahrungen aus meiner ja doch recht langen Freundschaft mit vielen Katholiken aus dem Nachbarland bewenden. Bei jenen Erfahrungen, die sich mir am stärksten im Gedächtnis festgemacht haben und mir am meisten über sie aussagten.

Seit vielen Jahren, seitdem meine jüngere Tochter eine Familie in Köln gründete, pflegte ich, wenn ich sie besuchte, in ihre Pfarrkirche – Sankt Bruno – zu gehen. Seit dem ersten Aufenthalt dort fiel mir das Verhalten der Gläubigen auf: Wie gemeinschaftlich es doch war in vielen Anzeichen. Eines davon betrifft die Art und Weise, wie man in den Bänken Platz nimmt, sodass auch die Nachkommenden ohne Schwierigkeiten unterkommen. Ähnlich ist es dann beim Verlassen der Bänke zum Empfang der Eucharistie: Einer nach dem anderen geht hinaus, sodass kein Gedränge entsteht, dass niemand wartet, dass niemandes Konzentration gestört wird (der polnische Individualismus handelt völlig anders – ständig kommt es zum Gedränge, und die einen drücken sich an den anderen nach vorn). Dass man so an die Mitbrüder denkt, drückt sich auch in einer so schlichten Geste aus wie das Zureichen des Gesangbuches, wie die Begrüßung, wie das Bemühen, niemanden beim Friedensgruß zu übergehen.

Zahlreiche Erlebnisse aus unterschiedlichen Jahren bestätigten mir in vielen Dimensionen, welch große Bedeutung für die deutschen Katholiken das Denken an die Nächsten hat. Die erste Begegnung mit den Gründern des Maximilian-Kolbe-Werks war eines der größten Geschenke, die ich erhalten habe. Dabei zählte auch der Erwartungsdruck, dass wir Polen hier den deutschen Katholiken in einer so selbstverständlichen Angelegenheit helfen, wie es der Zugang zu den polnischen Opfern der Lager darstellt. Und später, als in Polen ab Dezember 1981 der Kriegszustand herrschte, da wurde ihre Hilfe – wirksam, unablässig, unermüdlich, stets bereit für eine weitere Initiative – auch zu meiner persönlichen Erfahrung. Und schließlich die Entstehung des Werkes „Kirche in Not“, über das wir uns nach Erlangung der Freiheit auch für die Kirche in den postsowjetischen Ländern einbringen konnten. Und da ist nicht zuletzt das Werk Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa. In dieser Dimension hören die deutschen Katholiken nicht auf, für uns jene zu sein, die mit gutem Beispiel vorangehen und uns beschämen. Uns, die wir so stolz sind auf die Universalität unseres Katholizismus und seine emotionalen Zeichen.

Und was ich erwarte? Was ich mir wünsche? Das werde ich nur in aller Kürze sagen, denn die Angelegenheit ist so wichtig, dass man darüber entweder einen großen Artikel (nicht nur einen) schreiben muss oder es nur mit ein paar Worten anreißen kann. Ich erwarte für das neue Kapitel der nachbarschaftlichen Beziehungen – das schwierig und voll von immer neuen, be-

unruhigenden Akzenten hinsichtlich der Vergangenheit wurde –, dass gerade die deutschen Katholiken, die es so tief verstehen, das Gebot der Nächstenliebe aus dem Gebot der Gottesliebe abzuleiten, aus dieser Deutung ein Gegengewicht gegen die Strömung bilden, deren Symbol im öffentlichen Leben Erika Steinbach ist. Dass sie es verstehen, diese Strömung zu befrieden und von dem zu heilen, was in ihr unwahrhaft und ungerecht ist. Dass gerade das Auge des Glaubens helfen wird, wahrhaft Rat zu finden, wenn es um die Bewältigung der Vergangenheit geht. Und dass nicht – wie jetzt manchmal von uns befürchtet – das große Werk der Versöhnung zunichte gemacht wird, das im „Bensberger Kreis“ und im Brief der polnischen Bischöfe von 1965 seinen Anfang nahm.

Hans Maier

Der Papst fehlt – aber es geht weiter

Prof. Dr. Hans Maier, langjähriger Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und Kultusminister von Bayern a. D., ist Professor für Philosophie an der Ludwigs-Maximilians-Universität München.

Nahezu 90 Prozent der Polen sind katholisch getauft. So kommt man als Deutscher bei Gesprächen mit polnischen Freunden, jüngeren wie älteren, ganz unvermeidlich auch auf kirchliche Dinge zu sprechen. Lange Zeit war das leicht; es ergab sich ein Gleichklang in vielen Fragen (z. B. bei der positiven Beurteilung des Zweiten Vatikanischen Konzils). In jüngster Zeit ist es schwieriger geworden. Aber trotz aller augenblicklichen Spannungen sehe ich optimistisch in die Zukunft. Es muss nicht so sein, wie ein polnischer Beobachter letztes Jahr meinte, als die Misshelligkeiten und Missverständnisse zwischen Deutschland und Polen ihren Höhepunkt erreichten, dass die Deutschen die Polen nicht mehr verstünden und die Polen den Deutschen nicht mehr trauten.

Aber früher war es leichter, zugegeben. Wie viele Gespräche habe ich seit den siebziger Jahren, noch in der kommunistischen Zeit, mit polnischen Oppositionellen geführt, von dem unvergessenen Stanisław Stomma bis zu dem unermüdlichen Władysław Bartoszewski, dem Dichter Andrzej Szczypiorski, den ich auf einem Europatreffen katholischer Laien kennenlernte, und Jerzy Turowicz, dem Chefredakteur von „Tygodnik Powszechny“, der einzigen katholischen Wochenzeitung hinter dem Eisernen Vorhang – später mit polnischen Studenten, die in München studierten und jahrelang bei uns wohnten. Gewiss, es gab auch Streit: über die Oder-Neiße-Grenze,